

## **Das Ende des Konzentrationslagers (KZ) Schwarzheide**

**Von Dr. Hans Gaertner  
Vorsitzender der KZ-Lagergemeinschaft Schwarzheide**

Am 18. April 2010 werden es schon 65 Jahre her sein, dass das „Klein-KZ“ Schwarzheide, ein Außenlager des KZ Sachsenhausen, das zwischen Cottbus und Dresden in Sachsen lag, unweit des Braunkohlenreviers im Umland der Stadt Senftenberg, seine Tätigkeit einstellte. In dieses Lager kam ich Anfang Juli 1944 aus dem Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Insgesamt waren wir 1000 Häftlinge, von denen die meisten, so wie ich, im Dezember 1943 aus dem Ghetto Theresienstadt, etwa 70 km von Prag im Protektorat Böhmen und Mähren gelegen, in das sogenannte Familienlager Auschwitz B II b (Deckname „Arbeitslager Birkenau bei Neu-Berun“) deportiert worden waren.

In unserem Transport nach Schwarzheide waren vorwiegend Kameraden aus unserem Transport nach Auschwitz, einige waren aber erst mit einem weiteren Transport im Mai 1944 aus Theresienstadt nach Auschwitz-Birkenau gekommen.

Dass wir zur Arbeit nach Deutschland verschickt wurden, rettete mir und einer Reihe meiner Kameraden das Leben, denn ansonsten hätten wir, wie die 7300 Menschen, die bis zum Ende im Lager B II b verblieben, in der Gaskammer sterben müssen.

Aus Auschwitz fuhren wir, in neue blau-weiß gestreifte Häftlingsmonturen gekleidet, am 1. Juli 1944 ab. In Auschwitz hatten wir nämlich speziell für das Lager justierte Zivilkleider getragen. In Schwarzheide stand eine große Braunkohlenbenzin-Fabrik der Firma BRABAG, einer Abkürzung für „Braunkohlebenzin-AG“, eines großen Konzerns, der in Deutschland eine Reihe solcher Fabriken betrieb, wo nebst Benzin auch weitere chemische Produkte hergestellt wurden.

In Schwarzheide, einer Siedlung bei der Stadt Ruhland, wurden wir in einem kleinen Konzentrationslager, das aus Holzbaracken mit Zubehör bestand, untergebracht und zur Arbeit in dem riesigen Werk eingesetzt, das vor unserer Ankunft durch alliierte Luftangriffe stark beschädigt beziehungsweise teils zerstört worden war. Wie ich nach dem Krieg erfuhr, hatten die Alliierten damals ein spezielles „Programm“, alle deutschen Braunkohlenbenzinfabriken zu zerstören, um so die deutsche Wehrmacht Schachmatt zu setzen, deren Panzer und Flugzeuge ohne Benzin weder fahren noch fliegen konnten.

Im Lager angekommen, wurden wir in die „Block“ genannten Wohnbaracken und in Arbeitskommandos eingeteilt, die Tag für Tag, von einer SS-Wachmannschaft eskortiert, in den für die KZs typischen Fünferreihen in die Fabrik zur Arbeit marschierten. Zumeist handelte es sich um Aufräumungs-

arbeiten. Manche von uns bauten auch Luftschutzbunker aus Beton und arbeiteten im Schichtbetrieb auch nachts. Einmal wurde ich auch außerhalb des Werks, beim Beseitigen von Bomben eingesetzt, was äußerst gefährlich war. Ich war damals 18 Jahre alt und nahm es auf die leichte Schulter, freute mich sogar, dass ich ein oder zwei Kohlrabis fand, die ich mit Genuss verzehrte. Die Verpflegung im Lager war natürlich unzureichend und oft miserabel, besonders „berüchtigt“ war die so genannte „Brabag-Suppe“ aus getrockneten Steckrüben, die uns allen, trotz des Hungerns, schon zum Hals heraushing. Wir hatten jedoch das Glück, dass wir unsere eigenen Köche hatten, die nicht besonders viel für sich abzweigten und sich bemühten, aus den frugalen Rationen etwas Essbares zu zaubern. Wir durften auch Postkarten - natürlich zensierte - nach auswärts schreiben und von Bekannten oder Verwandten, die im Protektorat verblieben waren, Lebensmittelpakete empfangen. Jedoch musste jeder, der ein Paket bekam, einen Teil dem zuständigen Blockältesten abgeben für jene, die, wie z.B. die Kameraden aus Deutschland, Österreich und Holland, keine Pakete bekamen oder bekommen hatten.

Trotzdem starben aber viele Häftlinge, manche auch als Opfer zweier alliierter Luftangriffe, bei denen einige Bomben auch in unser Lager fielen und eine Anzahl von Häftlingen töteten oder zu Invaliden machten. Einem der Blockältesten wurde z.B. ein Bein abgerissen.

Während unseres Aufenthalts in Schwarzheide wurden auch manche Häftlinge in andere Lager – zum Beispiel nach Lieberose – verlegt, wo etwa 100-200 zugrunde gingen.

Das Ende des Lagers Schwarzheide kam am 18. April 1945, als die Lagerkommandantur - vermutlich auf höheren Befehl - entschied, das Lager zu räumen. Das bedeutete, dass wir uns auf einen „Todesmarsch“ begaben.

Eine bestimmte Anzahl von Häftlingen, von denen die SS-Leute annahmen, dass sie den Marsch nicht überstehen würden, wurde vor unserem Abgang, ich glaube in Bussen, ins Stammlager Sachsenhausen abtransportiert, wo sie vermutlich in die Gaskammer kommen sollten. Doch manche überlebten dort und entgingen so einem sicheren Tod.

Dieser „Marsch“ dauerte dann einschließlich eines mehrtägigen Aufenthalts in Varnsdorf (Warnsdorf) - siehe weiter unten - bis zum 7. Mai 1945, wo er wieder in Theresienstadt endete. Der Marsch war, obschon ihn eine Reihe von Leuten überlebte, wirklich ein echter „Todesmarsch“, denn während desselben wurden viele Häftlinge, vor allem, weil sie nicht weiter konnten, von den Nazis erschossen oder sie hauchten völlig erschöpft und am Ende Ihrer Kräfte ihr Leben aus.

Die erste Etappe unserer Anabasis (*griech. Hinaufmarsch*) war ein Fußmarsch, der von Schwarzheide über die Städte Kamenz und Bischofswerda nach Sebnitz und Saupsdorf (in Deutschland) - und dann - schon in Böhmen - über Krásná Lipa nach Varnsdorf führte, wo man uns für einige Tage in einer verlassenen Textilfabrik einquartierte.

Schon vor dem Abmarsch aus unserem Lager hatten wir in der Ferne das

Grollen von Kanonendonner gehört, und ich erinnere mich auch, dass kurz vor unserem Abgang Einheiten der „Russischen Befreiungsarmee“ an unserem Lager vorbeizogen, deren Uniformen die Insignien „POA“ /ROA/ schmückten. Es handelte sich offenbar um die „Wlassow-Truppen“, die später in Prag, als am 5. Mai ein Volksaufstand losbrach, dort kämpften. 67

Während des ganzen ersten Tages unseres Marsches bekamen wir weder einen Tropfen Wasser, noch ein Stückchen Brot und übernachteten dann vom 18. zum 19. April in einer verlassenen Ziegelei hinter Kamenz auf nackter Erde.

Am 20. April erreichten wir Neustadt in Sachsen und bekamen etwas Brot und Margarine.

Vom 21. zum 22. April übernachteten wir in verschiedenen Scheunen hinter der Gemeinde Sebnitz und bekamen warmes Essen. An das „Menu“ kann ich mich leider nicht mehr erinnern. Wir erreichten dann Krásná Lipa, wo mehrere Kameraden, davon einige wegen „Brotraubs“, von der SS erschossen wurden. Nach dem Krieg setzten wir ihnen dort ein Denkmal.

Am 24. April erreichten wir Varnsdorf (Warnsdorf) und wurden in der schon erwähnten Fabrik untergebracht. Wir lagen und schliefen dort auf dem Betonboden und bekamen schon fast nichts mehr zu essen. Soweit ich mich entsinne, gab man uns ein bisschen Suppe aus vor Ort gesammelten Brennnesseln und ein Stückchen Brot. Es lagen dort Strohsäcke mit Holzwolle, und ich knabberte sogar einige Male an ihr, um meinen schrecklichen Hunger ein wenig zu stillen.

In Varnsdorf wurde ich noch Zeuge eines erschütternden Ereignisses. Mit uns marschierten auch Häftlinge aus einem anderen Lager, die sich uns während des Marsches angeschlossen hatten, und einer von ihnen, ein Pole, versuchte zu fliehen. Die Nazis hatten ihn wieder gefasst. Er wurde vor allen Häftlingen in der Fabrikhalle gehängt. Als Henker fungierte der Rapportführer unseres Lagers SS-Mann Bläser, ein kleinwüchsiger Unteroffizier, dem wir den Spitznamen „Rákoska“ (Weidenrute) gegeben hatten, weil er im Lager stets mit einer solchen Rute herumlief und Häftlinge schlug. Mein Kamerad Karlchen, ein netter Junge, der aus Frankfurt am Main kam, woher auch Bläser nach seinem Dialekt zu schließen stammte, behauptete, Bläser sei dort ein Zuhälter gewesen. Aber ich weiß nicht, woher er das wissen konnte. Was nach dem Krieg mit „Rákoska“ geschah, entzieht sich ebenfalls meiner Kenntnis. Ich weiß auch gar nicht mehr, wie wir die Zeit in Varnsdorf überlebten. Zum Glück war schon schöneres Wetter und so froren wir wenigstens in der Fabrik nicht mehr.

Am 5. Mai begann die Endphase unseres Leidensweges. Die SS trieb uns in offene Güterwagen und der Zug fuhr Richtung Theresienstadt ab. Diese Reise, während der wir fast nichts zu essen hatten, war eine große Qual, denn es goss

---

67 So war das 7. Wlassow-Regiments, ein Teil der berüchtigten deutschen Panz.-Gren.-Div. „Brandenburg“, besonders gefürchtet. Vgl. K. Kaczmarek, *Druga Armia...*, S. 467 ff. – Chef der „Wlassow-Verbände“ war der verräterische frühere sowjetische General Bunnitschenko (vgl. auch W. Marschner, *Die Russen kommen...*, S. 17).

die ganze Zeit in Strömen. Wir standen die ganze Nacht in heftigem Regen, wurden bis auf die Haut nass und zitterten vor Kälte, denn in der Nacht war es schon wieder empfindlich kühl. In den Waggons starben mehr als 20 Kameraden, die dann in Česká Lípa (Böhmisch Leipa) begraben wurden, wo man ihnen nach dem Krieg ein Denkmal setzte. Vor einiger Zeit wurde es leider von örtlichen Vandalen stark beschädigt, jedoch mit Hilfe der Stadtverwaltung wieder instand gesetzt.

Am 7. Mai, es dunkelte schon, hielt unser Zug in Litoměřice (Leitmeritz), einer kleineren Stadt unweit von Theresienstadt, die damals noch auf dem Gebiet des Dritten Reiches lag. Dort jagten uns die Nazis aus den Waggons, und wir marschierten unter Bewachung auf die unferne Grenze des Protektorats Böhmen und Mähren zu.

Kurz vor der Grenze stellte uns der SS-Kommandant ein Ultimatum: Wer nicht binnen 15 Minuten über die Grenze ist, wird erschossen! Manche Kameraden konnten schon gar nicht mehr gehen und so trugen wir sie auf Händen und es gelangten alle glücklich auf die andere Seite. Es war, der Himmel von dunklen Wolken verhangen, eine finstere Nacht, und als wir uns umsahen, waren die SS-Leute wie Geister im Nebel verschwunden. Wir waren frei! Nach Mitternacht erreichten wir das Ghetto Theresienstadt, das seit dem 5. Mai unter dem Schutz des Internationalen Roten Kreuzes stand, mit dessen Re-präsentanten namens Dunant, dem Enkel des Gründers des Roten Kreuzes, ich später in Prag auch persönlich sprach. In Theresienstadt kamen wir zu dem so genannten „Casino“, das den tschechischen Gendarmen, die das Ghetto während des Krieges bewachten, als Kaserne diente. Ein Gendarm tauchte auf, hielt uns eine kurze Rede und sagte, dass die Tschechoslowakische Republik wieder auferstanden sei. Wir waren sehr gerührt und sangen, viele mit Tränen in den Augen, die tschechische Nationalhymne „Kde domov můj?“ (Wo ist mein Heimatland?). Dann führte man uns in die so genannte „Jäger-Kaserne“, eine frühere Kasematte der Festung Theresienstadt, und dort warf ich mich in durchnässten Kleidern etwa um zwei Uhr nachts auf einen Strohsack, deckte mich mit meiner patschnassen Decke zu und schlief bald ein. Anderntags kamen zu uns Freunde, die in Theresienstadt geblieben waren, um uns zu begrüßen. Wir bekamen Essen und wurden dann „entlastet“ und mit Zivilkleidung ausgestattet, die uns aber meist nicht recht passte. Am Nachmittag rollten dann die ersten Einheiten der Roten Armee - auf dem Marsch nach Prag - durch die Stadt und wurden von den in Theresienstadt verbliebenen Leuten begeistert begrüßt. Wir wurden dann in der so genannten „Sudeten-Kaserne“ einquartiert und da ich und mein Freund Eduard Lekner (er lebt noch in Kanada) befürchteten, im Ghetto könne eine Epidemie ausbrechen, was dann auch wirklich geschah, fuhren wir - ich glaube am 10. Mai - mit einem Lastwagen nach Prag, wo ich bei der Zentrale des Roten Kreuzes einen Gutschein für ein Nachtlager in einer zu dem Zweck hergerichteten Schule und eine dreifache „Ration“ Lebensmittelkarten sowie etwas Taschengeld bekam. Damit war der Krieg für mich zu Ende und ich konnte ein neues Leben, später als Jurist, Journalist und literarischer Übersetzer, beginnen.



*Dr. Hans Gaertner während seiner kurzen Ansprache anlässlich des 60. Jahrestages des Todesmarsches Schwarzheide - Theresienstadt durch Kamenz 2005.*

*In Begleitung von Dr. Hans Gärtner befanden sich weitere sieben ehemalige KZ-Häftlinge mit ihren Angehörigen, die sich mit dem Kamener OB Roland Dantz zum Fototermin in Kamenz an der Gedenktafel auf der Hoyerswerdaer Straße zusammenfanden.*



**Anmerkung des Autors:**

Von den ursprünglich 1000 Mann (über 18 Jahre), die nach Schwarzheide fuhren, überlebten den Krieg ca. 350. Heute leben in verschiedenen Erdteilen

noch etwa 30. Die ganz genaue Zahl kenne ich nicht, weil nicht alle Überlebenden Mitglieder unserer erst 1965 gegründeten Vereinigung waren oder sind.

**Dr. Monika von Ruthendorf-Przewoski, Dresden-Langebrück, weiß im Juli 2009 zum Todesmarsch Schwarzheide-Theresienstadt zu berichten:**

Aus dem Buch der Stadt Bernsdorf von Günter Meusel, Bernsdorf, erfuhr ich unter anderem auch interessante Begebenheiten des letzten Kriegsjahres. So beispielsweise über den Todesmarsch von KZ-Häftlingen aus Schwarzheide nach Theresienstadt, der am 18. April 1945 durch Bernsdorf führte.

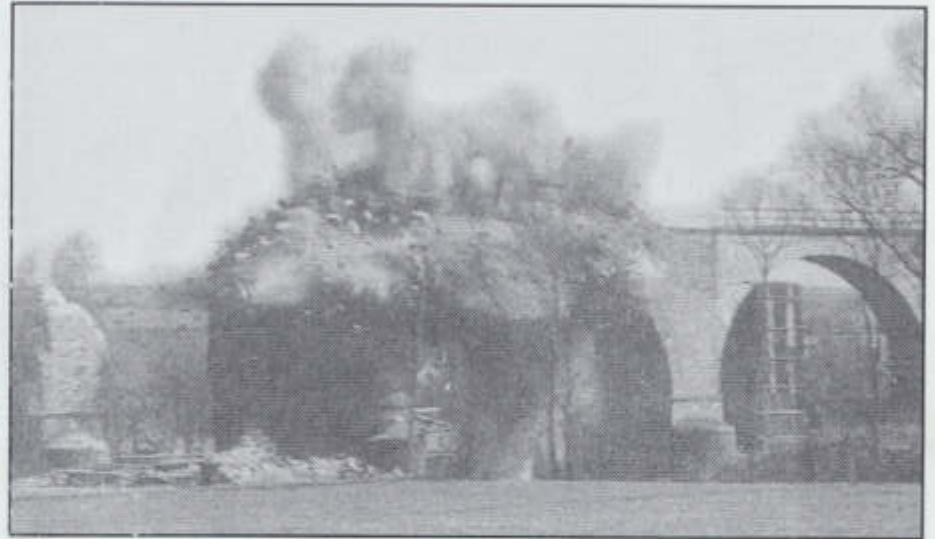
Ich bin die älteste Tochter von Eduard Knabe, zuletzt Neu-Wiednitz, Badeweg 1. Wir wohnten bis 1946 in Bernsdorf, Dresdner Straße 54. Mit 17 Jahren bin ich zum Studium nach Gotha (Finanzwirtschaft) und später zur Bergakademie Freiberg (Chemie) gegangen, habe 1976 an der TU Dresden promoviert und bis zur Rente in der Werkstoff-Forschung (zuletzt Fraunhofer-Gesellschaft) gearbeitet.

Da ich im Juli 1941 geboren bin, war ich noch sehr klein, als ich etwas für mein Leben Einschneidendes gesehen habe. Ich bin das Bild nie losgeworden.

Ich kann mich durchaus an die Flucht mit meinen Verwandten erinnern, die auch in Bernsdorf, aber Dresdner Straße 52, wohnten. Aus Berlin ausgebombte Verwandte wohnten in Neu-Wiednitz, Badeweg 1. Zusammen ging es mit Hund und Wagen los. Vor dem Weggehen habe ich gesehen, dass auf der Dresdner Straße Zink-badewannen auf dem Fußweg (zwischen Fußweg und Straße), für mein Bild am Straßenrand standen. Sie waren voll Wasser – für mich als Kind äußerst einprägsam, weil Badewannen sonst nicht an der Straße standen. Und es gingen viele Leute auf der Straße, in meiner Erinnerung Männer in Lumpen. Sie wurden von ordentlich angezogenen Uniformierten geschlagen und angetrieben. Das Schlimmste in meiner Erinnerung: Die Männer wollten trinken, durften aber nicht. Sie holten mit den Händen das Wasser aus den Badewannen, teilweise gelang es. Die Antreiber haben das verboten, brüllten dagegen. Ich habe gesehen, wie die armen Männer von den Uniformierten mit Stiefeln getreten wurden, weggestoßen, weil sie weiterlaufen und nicht trinken sollten. Jetzt ist mir klar, dass ich den Todesmarsch am 18. April als knapp Vierjährige gesehen habe. Vielleicht hatten die Leute (auch meine Mutter und meine Tanten und Oma) die Badewannen für die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten hingestellt. Auf alle Fälle habe ich mich damals gefreut, dass einige Stiefelritte unmittelbar vor mir gegen die Badewanne, diese nicht umkippen konnten. Ich habe das vom Hoftor der Dresdner Straße 52 gesehen, denn dort waren wir Kinder oft, bis dort durften wir allein, auch hochklettern, nur raus durften wir nicht. Das Tor war aus Holz, höher als jetzt und blaugrau gestrichen. Auf diesem Tor habe ich auch das erste Mal nach Kriegsende Schokolade von Russen bekommen. Nachdem wir die Eltern gefragt hatten, ob man das essen kann, haben wir Kinder immer lange nach den Russen geguckt. Was ich sah, das hatten auch meine Eltern und die Tanten gesehen.

LAUSITZER ALMANACH

2009



*Sonderausgabe*

---

*zum 65. Jahrestag der Befreiung  
vom Hitler-Faschismus:*

*Das Kriegsende 1945 im Kreis Kamenz  
(Berichte, Erinnerungen, Gedanken)*